

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 21 (1945-1946)
Heft: 10

Artikel: Nationalräte sehen Dich an
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069496>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Nationalräte sehen Dich an

Von einem Nationalrat

Illustration von H. Tomamichel

Was ein schweizerischer Nationalrat ist, scheint trotz Verfassung und Gesetz und staatsbürgerlichem Unterricht noch nicht völlig klar zu sein. So schrieb mir dieser Tage ein junger Mann, er habe die Bekanntschaft eines freundlichen Herrn gemacht, der sich zu seiner Verwunderung als Nationalrat entpuppte: «Ich habe mir einen Nationalrat viel weniger lebenswürdig vorgestellt.»

Ich will nun keineswegs etwa behaupten, daß Nationalräte ausnahmslos und allzeit freundliche und lebenswürdige Leute seien. Aber sicherlich ist es gerade in unsern schweizerischen Verhältnissen falsch, wenn man glaubt, an diese Erwählten — nicht Auserwählten — des Volkes andere Maßstäbe legen zu müssen als an die Eidgenossen sonst. Es gibt bei uns im Gegensatz zu manchen andern

Staaten keine besondere politische oder gar Parlamentarierkaste. Auch National- und Ständeräte sind und wollen vor allem Menschen sein, und es ist ihnen, Gott sei Dank, im Guten und Bösen nichts Menschliches fremd.

Der Schweizer Parlamentarier hat weder den Ehrgeiz noch das Talent, sich von seinen Mitbürgern zu unterscheiden. Er bleibt, auch wenn er bernwärts fährt, der Bauer, Handwerker, Arbeitnehmer oder Arbeitgeber, der er zu Hause im Alltag ist mit allen Eigenheiten, Urteilen und Vorurteilen seines besondern Standes und Berufes. Und wer etwa seine Gespräche im Zug nach Bern mithören kann, der wird in der Regel eher seine Funktionen daheim als diejenige in der Bundeshauptstadt erraten.

In Bern aber fühlt er sich trotz guten Hotelbetten und saftigen Berner- und andern Platten, trotz lieben Kollegen und köstlichen Weinen, bei denen man abends so traulich und oft lange sitzt, doch nie so daheim, daß er nicht gern nach Hause dächte. Er telefoniert als Bauer wohl täglich, um zu hören, wie es mit dem Wetter und den Feldarbeiten steht. Er beklopft frühmorgens, bevor er an die politische Arbeit geht, das Barometer im Hotel oder an der Wettersäule beim Bundeshaus und verpaßt womöglich den Frühlingsnachrichtendienst von Beromünster nicht, im Gedanken an das Heu, das daheim den Regen fürchtet und an die Trauben, welche Sonne nötig hätten. Auch als Arbeiter und Unternehmer, ob selbständig oder unselbständig erwerbend, bleibt er mit Kopf und Herz seiner gewohnten Arbeit zu Hause verbunden; und wenn eine dritte Sessionswoche beginnt, drängen weitaus die meisten ungeduldig auf Schluß. Die zahlreichen Stadt- und Regierungsräte und Herren Sekretäre aber finden ohnehin fast täglich ihre Mappen und Pakete voll Akten und «Fällen» zum Nachtschisch nach der Ratsarbeit in den Sitzungen bereit. So nimmt jeder sein Stück kleine Heimat in die große der Bundeshauptstadt mit. Er denkt in einem Gang an Frau und Kin-

der, ans Kälbli im Stall oder die Werkstätte, an den Fabriksaal im Großbetrieb, oder an sein Bureau, an seine Kunden und Gläubiger, ans Liseli im «Röbli» oder die Sonja im «Du Lac» und an die vertrauten Partner im Männerchor oder beim abendlichen Jaß. Er freut sich immer wieder auf das lange Wochenende, auf die schönen Stunden daheim.

An dieser, wenn man will, unheroischen, aber jedenfalls echten Anhänglichkeit des eidgenössischen Volksvertreters an daheim liegt es sicherlich nicht zuletzt, daß er trotz vielen Sessionen und jahrelanger parlamentarischer Tätigkeit niemals «verbernert», ja nicht einmal einen «Typus fédéral» annimmt. Er bleibt Sohn des Gebietes, des Kantons, aus dem er stammt, ein Appenzeller oder Zürcher, Waadtländer, Walliser oder Genfer mit seiner ganzen Eigenart. Darum ist es nur bedingt richtig, wenn man den Nationalrat nicht wie den Ständerat als Träger des Föderalismus gelten lassen will. Man braucht nur etwa an gewisse Kultur- und Wirtschaftsdebatten, z. B. an den Wettstreit zwischen der ETH und den Hochschulen der Kantone in der Märzsession dieses Jahres oder an den hart umkämpften Vorbehalt kantonaler Kompetenzen in den neuen Wirtschaftsartikeln zu denken, um zu erkennen, wie stark auch in der großen Kammer regionale und selbst lokale Traditionen und Interessen lebendig und wirksam sind. Diese Verwurzelung im heimatlichen Boden und Milieu verhindert ferner ein Berufs-Politikertum, wie es in Frankreich zum Schaden dieses Landes gewachsen ist. Bern ist nicht Paris, und es fehlt unserer Hauptstadt glücklicherweise bei allem Reiz die assimilierende Kraft, die anderswo die politische Gilde in eine Gesellschaft eigener Mentalität verwandelt und gelegentlich Spekulant des politischen Lebens ihres Staates werden läßt. Figuren dieser Sorte sind in der Schweiz eher noch in den Kantonen zu finden. Im Bund haben sie dank seiner Vielgestaltigkeit die nötige Basis und Atmosphäre nicht.

Schließlich wirkt die stark betonte menschliche und individuelle Note in der eidgenössischen Volksvertretung auch gegen parteipolitische Enge und Büffelei, die im Durchschnitt hier weit seltener sind als in manchen kantonalen und städtischen Parlamenten. Man führt den politischen Kampf zwar nicht minder entschieden und scharf. Aber man fühlt sich in Bern, wo man sessionenweise sozusagen im Internat miteinander lebt, viel stärker auch persönlich einander zugesellt und vergißt, von seltenen Ausnahmen abgesehen, selbst in der härtesten Debatte im Gegner den Miteidgenossen und Kollegen nicht.

Dazu mag auch beitragen, daß mit dem Eintritt ins eidgenössische Parlament eine wohlthätige demokratische Ausebnung erfolgt. Alle Titel und Würden verschwinden, und der Generaldirektor wird wie sein Arbeiter, der Professor wie der Bauer, der Divisionär wie der Füsilier grundsätzlich nur mit seinem schlichten, ehrlichen Familiennamen aufgerufen und in den Akten und Protokollen notiert.

Wer wie der Schreibende im Nationalrat erst seine politische Laufbahn beginnt, mag besonders empfänglich sein; aber im Grunde erleben alle neuen Ratsmitglieder beim Eintritt in den Kuppelsaal dasselbe Gefühl eines wichtigen und schweren Schrittes in eine große Mission hinein. Man fühlt sich in besonders hohem und verantwortungsvollem Maß in den Dienst der Heimat gestellt und ihr gleichsam näher, intimer verbunden. Eine Empfindung, gemischt aus stolzer Freude und Bangigkeit erfüllt das Herz, und es hat wohl jeder in diesem Lebensabschnitt den ehrlichen Willen, sein Bestes zu geben und seines Amtes und des Vertrauens seines Volkes würdig zu sein. Gewiß bleibt auch dieser gute Vorsatz oftmals eine vergängliche Gemütswallung. Aber in manchem kritischen Augenblick, da zwischen Allgemein- und Sonderinteresse, zwischen Wünschen und Pflichten oder auch ganz einfach zwischen Recht und Unrecht zu entscheiden war, hat er sich doch auch

später noch als eine mahnende und helfende Kraft erwiesen.

Neue Ratsmitglieder haben zunächst einmal zu schweigen. Denn der Grundsatz der Gleichberechtigung gilt nicht unbedingt. Wer schon länger im Rat ist, hat ein ungeschriebenes Vorrecht, das vor allem bei der Bestellung der Kommissionen, die eine Vorstufe ersprißlicher Ratsarbeit sind, in Erscheinung tritt. Neulinge müssen froh sein, in Kommissionen für die Genehmigung irgendeiner kleinen kantonalen Verfassungsänderung, für eine Bachverbauung oder eine wenig wichtige Gesetzesrevision mitzureden. Die großen Geschäfte und vor allem die Sitze in den ständigen Kommissionen werden eifersüchtig als Reservat der «Alten» behütet, oder müssen schon durch besondere Leistung erworben werden. Manchmal helfen auch Freundschaft oder regionale und Standesrücksichten etwas mit. So kommen z. B. die wenigen Vertreter der Industrie unverhältnismäßig oft in Kommissionen hinein, weil immer das berechtigte Bedürfnis besteht, in den wichtigen Kommissionen möglichst alle politischen und wirtschaftlichen Kreise vertreten zu sehen. Immerhin wird einer einseitigen Verteilung der Kommissionssitze bewußt gewehrt. Kein Mitglied kann länger als vier Jahre einer ständigen Kommission angehören, mit Ausnahme der Finanzkommission, wo aus Zweckmäßigkeitsgründen diese Frist sechs Jahre beträgt. Und die Büromitglieder jeder Fraktion führen in einer Kartothek genau Buch über die Zahl der Kommissionen, in denen jeder vertreten ist. So ist doch wenigstens einigermaßen dafür Gewähr geboten, daß auch die Neuen allmählich in die Ränge kommen und nicht allzu lange in der «Unterstufe mitturnen» müssen. Eine gewisse Lehrzeit aber tut sicherlich gut.

Der Nationalrat hat wie alle Parlamente seine eigene Arbeitsmethode. Die seinige ist weniger auf Brillanz der Rede als auf Gründlichkeit und Sachlichkeit der Beweisführung ausgerichtet, und mancher, der Volksmassen mühelos mit-

reißt und zu begeistern vermag, versagt auffällig am parlamentarischen Rednerpult. Populäre Beredsamkeit allein genügt und überzeugt hier nicht. So wirkt z. B. ein bekannter Kaufmann und Politiker, der zu den Lieblingsrednern des Volkes gehört, im Nationalratssaal trotz manchen guten Ideen wenig. Die Leichtigkeit, mit der er von einem Thema zum andern springt, Zusammenhängendes und Unzusammenhängendes, Gereimtes und Ungereimtes in einen bunten Strauß vereinigt, der jedem etwas zu bieten hat und jedem irgendwo gefällt, diese Begabung

steht seinem erfolgreichen Wirken im Ratssaal oft im Weg. Denn dort muß man sozusagen mit Maß und Gewichten reden, belegen, was man behauptet und sich auf das Wesentliche konzentrieren können. Bundesrat und Gegner passen mit wachsamem Blick auf jeden Fehler in der Rechnung auf. Das zwingt zur Gewissenhaftigkeit und Selbstkontrolle. Bloße Schönredner und Dauerredner, «Schulmeister», Bluffer und Schauspieler sind ohne Rücksicht auf die politische Richtung und auf den Stühlen des Bundesrates ebenso wie auf denjenigen der National- und

DIE KÜNSTLER UNTER UNS

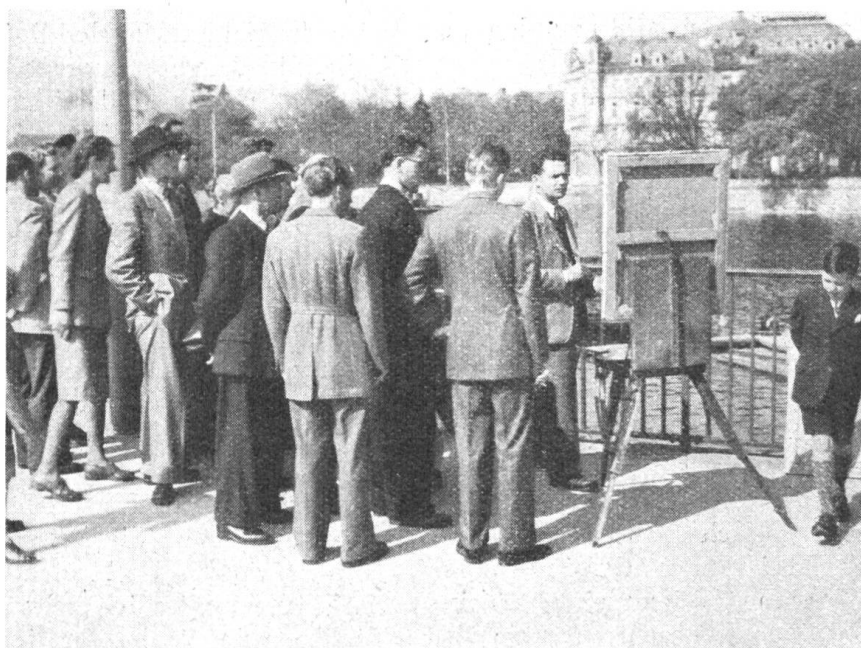


Foto: André Melchior

Maler am Bellevue in Zürich, ein Kulturdokument, das in anschaulicher Weise die Lage zeigt, in der sich die Künstler bei uns befinden. Wenn ein Maler ein Bild im freien malt, so sammeln sich sofort Dutzende von Neugierigen an, die mit größtem Interesse zuschauen, wie das Bild entsteht.

Dann aber, wenn das Kunstwerk fertig ist und in einer Ausstellung hängt, interessiert sich kein Mensch mehr dafür, weder Käufer noch Betrachter. Die gleichen, die der Entstehung mit höchstem Interesse zugeschaut haben, gehen am fertigen Bild gähmend vorbei.

Ständeräte, nicht gern gesehen. Ja, es wird schon als unangemessen empfunden, wenn einer zuviel und zu allem spricht. Auch gehässige Polemik ist grundsätzlich streng verpönt. Das Fötzeln, das in manchem kantonalen Parlament noch zu den Kunstkniffen des Faches gehört, wird in beiden Räten scharf abgelehnt. Das hat einer der Neuen von 1943 bitter erfahren müssen, der trotz akademischem Titel um seines geringschätzigen Tones willen gegenüber dem Bundesrat und seinen Kollegen rasch allen Kredit verlor. Dagegen ist die parlamentarische Schlagfertigkeit und Angriffigkeit in der sachlichen Debatte sehr geschätzt, und Duelle des Geistes etwa zwischen Johannes Huber und Bundesrat Stampfli oder zwischen Dr. Bircher und E. Reinhard (Bern) oder zwischen den Doktoren der Philologie Wick und Oprecht gehören, auch wenn es knallt und Funken gibt, zu den geschätzten Leckerbissen.

Die Schweigezeit soll im hochwürdigen Ständerat, der noch sehr viel auf gutes Betragen und seinen besondern Knigge gibt, früher zwei Jahre gedauert haben. Heute sei man mit einem halben Jahr, zwei Sessionen, zufrieden. Der Nationalrat begnügt sich gar mit einer Session, eine Spanne, die wirklich nötig ist, damit man sich an die ganze Atmosphäre und die «Läufe und Gänge» gewöhnen und sich dann auf das parlamentarische Glatteis hinauswagen kann. Bei den letzten Erneuerungswahlen ist aber selbst diese Minimalfrist vielfach nicht mehr beachtet worden. Dabei kam es allerdings in der Dezember-Session 1943 zu einer so eindrucklichen «Massenabschlachtung» der mehr kühnen und gutwilligen als weisen Jungfernredner durch Bundesrat Stampfli, daß eines der ältern Ratsmitglieder sich mitleidvoll zum dringenden Appell an die erschrockenen Neuen veranlaßt sah, sie sollten nicht zittern, erbleichen und weichen, sondern den Mann stellen und sich wehren. Sie haben das früher oder später auch wirklich getan und sind so in kurzer Zeit selbst zu «Alten» geworden, die

mit viel Selbstbewußtsein und Sicherheit auf die Neuen von heute hinunterblicken, die im Laufe der Periode Verstorbene und Zurückgetretene ersetzen.

Wo man, wie z. B. eben im Parlament, in Sitzungen lebt, spielen natürlicherweise die Plätze eine nicht unwichtige Rolle. Sie sind in vier «Schnitzen» im Halbkreis vis-à-vis den Sitzen des Präsidenten, Vizepräsidenten und Kanzlers, des Sekretärs und des Büros mit den Stenographen sowie den Sesseln der Bundesräte und dem Rednerpult leicht ansteigend angeordnet, Rücken gegen die Tribünen. Wie im Leben allgemein, gibt es auch hier gute und schlechte Plätze, und die guten in bezug auf die Lage im Saal, — möglichst hinten und außen, an den Couloirs mit freiem Zu- und Ausgang — sind wie in in der Schule sehr begehrt. Bei jeder Erneuerung des Rates wird das Sekretariat der Bundesversammlung mit Begehren um beste Placierung bestürmt, und im Falle einer Vakanz während der Periode sind gesuchte freigewordene Sitze gewöhnlich schon zum voraus bestellt. Ist ein Platz einmal errungen, so bleibt er dem Inhaber, solange als er ihn benützen will und kann, gesichert. Zu jedem Sessel gehören ein Garderobeplatz, ein Pult- und ein Schubladenfach. Ebenso wichtig ist aber der «Lebensraum» unter dem Pult, wohin von der Papierflut jedes Tages alles Überflüssige geworfen wird. Man muß sich an diese Abraumordnung, die zu Hause ganze Ehen gefährden könnte, zuerst gewöhnen. Sie hat sich aber praktisch bewährt. Und auch der Neuling 1943, der anfänglich seinem amtsältern Nachbarn die Papiere höflich wieder vom Boden zusammenlas und sorgfältig auf den Pultdeckel legte, weil er den ordnenden Willen hinter der Unordnung am Boden noch nicht kannte, hat sich inzwischen selbst bekehrt.

Man sitzt im Nationalrat trotz gewissen Konzentrationstendenzen im sozialistischen und westschweizerisch-tessinischen Lager noch immer stark gemischt und weder nach parteipolitischen noch nach

regionalen Blöcken ausschließlich assortiert. Die «Linke» sitzt im Kuppelsaal auch keineswegs links, sondern in der Hauptsache fein manierlich im Zentrum. Auf den beiden «Extremen» aber vertragen sich Freisinnige, Katholiken, Jung- und Altbauern, Demokraten, Rechtsliberale und einige scharfe Sozialisten ganz vortrefflich. «Me muez halt rede mitenand.» Das ist der große Vorteil dieser «wilden» Sitzordnung im Nationalrats- und Ständeratssaal, daß man neben, vor und hinter sich immer wieder auch Meinungen aus andern politischen, wirtschaftlichen, sozialen und konfessionellen Kreisen zu hören bekommt und nicht nur das eigene Echo von den Vertretern derselben Fraktion. Die reichlich benützte Möglichkeit, den Platz zu verlassen, um im Saal oder in der Wandelhalle mit den Kollegen, Bundesräten oder leitenden Beamten sich auszusprechen, ergänzt diese heilsame Gelegenheit noch.

Darum und aus andern noch zu erörternden Gründen wäre es völlig irrig, wenn man in der Vogelschau von der meistens stark besetzten, jedermann zugänglichen Tribüne herab die leeren Stühle zählen und nur daraus auf die geleistete Arbeit und den Wert des Nationalrates schließen wollte. Verglichen mit ausländischen Parlamenten, die doch alle wesentlich größere Befugnisse und letzte Verantwortung haben, kann sich der Nationalrat in dieser Hinsicht immer noch sehr wohl sehen lassen. Damit soll berechtigter Kritik an saumseligen und gleichgültigen Ratsmitgliedern keineswegs widersprochen werden. Wenn man aber einige Zeit selbst im großen Kuppelsaal sitzt, merkt man bald, daß die leeren Stühle an sich ebenso wenig etwas gegen wie die vollen für die Qualität ihrer Inhaber beweisen. Es gibt wertvollste Ratsmitglieder, die selten ihren Sessel drücken, und daneben Dauersitzer, die Niete sind. Man muß sich vor allem auch klar sein, daß die Hauptarbeit des Parlamentariers meistens nicht in der Versammlung selbst, sondern schon vorher, daheim beim Akten-

studium, in den Kommissionen, Fraktionen und verschiedenen parlamentarischen Gruppen und nicht am wenigsten im Gespräch im kleinen Kreis geleistet werden muß. Die Plenarbehandlung gleicht weitgehend dem Schlußbild einer Aufführung, da die Handlung eigentlich schon fast abgeschlossen ist und nun alle Mitwirkenden nochmals zum Schlußchor auf die Bühne kommen. Diejenigen, die erst dann mitwirken, sind Inhaber von Nebenrollen und zählen kaum.

Es ist mehr eine Frage des Anstandes und der Disziplin als parlamentarischer Leistung, daß man möglichst immer am Platz anwesend ist. Wer dagegen erst in der Hauptverhandlung sich mit den Problemen beschäftigen wollte, der käme wahrscheinlich selten zu einem wirklich abgeklärten und selbst erarbeiteten Schluß. Die Plenar-Debatte mag immerhin neue Gesichtspunkte bringen und die bisherigen erschüttern. Darum ist sie keineswegs wertlos. Sie läßt vor allem auch dem Vertreter des Bundesrates nochmals das Wort und führt bei Vorlagen zur Abstimmung, zwei Ereignisse, zu denen der Ratspräsident seine «Untergebenen» mit lautem Geschell im ganzen Bundeshaus zusammenruft. Alte Habitués des Parlaments haben ihrerseits den Brauch, bei großen Debatten mit ein bis zwei Dutzend und mehr Rednern, da Wiederholungen und Leerlauf unvermeidlich sind, die Rednerliste zu notieren, um diejenigen Redner zu hören, von denen sie etwas Besonderes erwarten, und die andern mehr oder weniger sich selbst und den «Stammgästen» zu überlassen.

Entscheidend sind ja nicht die Zahl der Reden und die Zeit, während der man geduldig die ununterbrochene Reihe der Redner durch das Mikrophon und die im ganzen Saal verteilten Lautsprecher sich zu Ohren kommen läßt, sondern einzig die Qualität dessen, was vorgetragen wird und der sachliche Gewinn für das behandelte Geschäft. So liegt es schließlich wieder an jedem einzelnen Ratsmitglied selbst, durch seine Leistung die Aufmerksamkeit der Kollegen zu fesseln und die Sitzreihen

voll zu halten. Denn die Mitglieder des Parlaments haben gewiß Besseres zu tun, als unnütze Plattheiten und Wiederholungen anzuhören, zumal wenn sie durch eigene Arbeit sich selbst weit gründlicheres Wissen erworben haben.

Gesprochen wird deutsch, französisch, italienisch, nicht aber romanisch und nicht Dialekt. Mit Ausnahme der Tessiner, die meistens französisch, und der Romanen, die deutsch reden, braucht jeder seine Muttersprache. Leider trifft die Annahme, daß jeder Nationalrat wenigstens wie die Serviertöchter und Verkäuferinnen Deutsch und Französisch verstehe, nicht restlos zu. Mit Recht hat aber der Bundesrat die Einführung des im Völkerbund und in Nürnberg verwendeten Übersetzungssystems abgelehnt, durch das der ganze Verhandlungsbetrieb automatisch zwei- oder dreisprachig werden sollte. Es wäre bedenklich, wenn die kleine Schweiz, die sich stets so sehr der Verbundenheit ihrer Kulturen rühmt, solcher Hilfsmittel bedürfte, damit ihre Parlamentarier miteinander reden können. Dagegen ist es wohl verständlich, daß im Interesse des gegenseitigen Verständnisses Mundart ausgeschlossen bleibt. Deswegen hindert in der Praxis niemand «Sebis Tönels Sephel» von der Küßnachter Bucht, seinerseits so zu reden, wie ihm der Schwyzer «Schnabel gewachsen» ist. Übersetzt werden nur die knappen Erklärungen des Vorsitzenden, der übrigens eine außerordentliche Machtfülle hat, die bis zur « Guillotine » reicht: Er kann auch eingeschriebenen Rednern das Wort verweigern, wenn nach seiner Ansicht genug gesagt worden ist und alle Fraktionen am Rednerpult vertreten gewesen sind. Jedes Votum wird im Wortlaut stenographisch festgehalten; doch nur die wichtigsten Debatten werden im offiziellen « Stenographischen Bulletin » gedruckt und veröffentlicht.

Der Präsident verwaltet mit Hilfe des Sekretärs der Bundesversammlung und der grünuniformierten Weibel, die nebenbei als Schneider, Gemüsehändler usw. ihren eigentlichen Beruf ausüben, auch

die «Saalpolizei». Der Zutritt ist außer den Ratsmitgliedern nur den Ständeräten (auf Gegenrecht), den Bundesräten und in Ausnahmefällen höchsten Beamten erlaubt. Die Ratsmitglieder selbst haben in dunkler Kleidung zu erscheinen und sich während der Sitzung im Saal des Rauchens und lauter Gespräche zu enthalten. Dr. Gysler hatte seinerzeit als Präsident besondere Kärtchen drucken lassen, die allzu Gesprächigen hochachtungsvoll vom Weibel überbracht wurden und sie in freundlichsten Worten mit namentlicher Unterschrift einluden, das Gespräch in die Wandelhalle zu verlegen, wenn es sich gar nicht auf die sitzungsfreie Zeit verschieben lasse. Das originelle Mittel hat, solange es neu war, gut gewirkt.

Die Wandelhalle ist wohl derjenige Teil des Parlamentsgebäudes, der am meisten gerühmt und gescholten wird. Gerühmt von den Ratsmitgliedern, die in der mit Spiegeln und prächtigen Fresken reich geschmückten langen Halle sich ergehen, die an den praktischen Schreibtischen arbeiten, oder vom Balkon, der die ganze Wandelhalle umsäumt, den wundervollen Blick auf die Aare, auf Marzili und das Kirchenfeld, auf den Gurten und die weite Kette der schneeigen Alpen genießen. Auch alle übrigen Besucher dieser «salle des pas perdus», wie sie auf französisch heißt, sind einig im Lob. Die Kritiker aber behaupten, daß die Wandelhalle der Faulgarten der Räte sei, sie zur Bequemlichkeit erziehe und vom Sitzungsbesuch und von ernsthafter Arbeit abhalte. Nichts wäre weniger berechtigt als diese Meinung. Die Schönheit dieser Halle, deren Enden an die prächtigen Empfangs- und Sitzungszimmer des Bundesrates und des Präsidenten stoßen und welche die Fülle baulicher Sünden im übrigen Kuppelbau etwas vergessen läßt, wirkt günstig auf die Stimmung und kommt so wieder der Arbeit zugut. Wer selbst schon an einem Sitzungstag durch die Wandelhalle ging, der weiß auch wohl, daß da weder gejaßt noch getrunken und schon gar nicht geflirtet, sondern in nützlichen Ge-

sprächen mit Gesuchstellern aus der Heimat, mit Bundesräten, hohen Beamten und mit Kollegen oft sehr wichtige und nötige Arbeit und Vorarbeit geleistet wird, die zu den Pflichten des Parlamentariers ebenso gehören wie die Beteiligung im Saal. Parallel der Wandelhalle läuft einen Stock tiefer die große Bibliothek, wo den Mitgliedern beider Räte die einschlägige Literatur, Pulte, Schreibmaschinen und selbst eine dienstbereite Stenodaktylographin jederzeit zur Verfügung stehen.

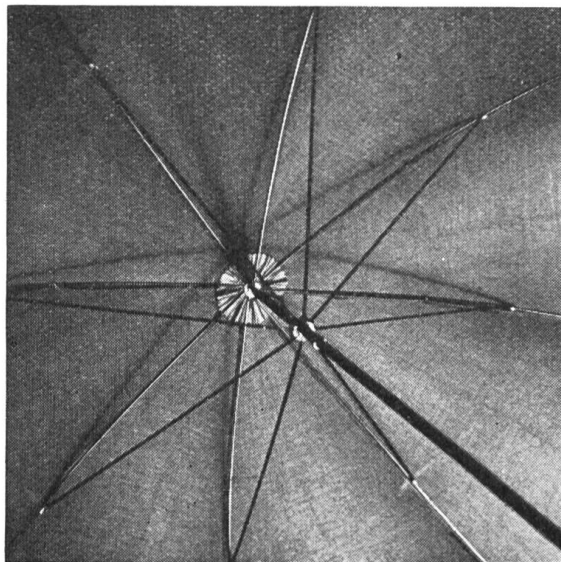
Auch ein Nationalrat lebt aber nicht vom — mündlichen oder geschriebenen — Wort allein. Darum ist er außer im «Palais fédéral» auch im «Bären», «Hirschen» und «Löwen», im «Delli» und im «Schweizerhof», in der «Harmonie», bei «Gfeller-Rindlisbacher» oder «Kipfer» (alkoholfrei), im «Casino», «Post», «Bahnhofbuffet», im «Dählhölzli», im «Sternen» in Muri oder an andern gastlichen Stätten anzutreffen, alles jedoch im allgemeinen durchwegs mit Maß und vollständig

auf eigene Kosten. Der Bund bezahlt ihm seit kurzem Fr. 40.—, vorher Fr. 35.— pro Tag. Daraus hat jeder Hotel, Verköstigung, Tranksame und alle andern Auslagen zu bestreiten, die in einer eher teuern Stadt wie Bern nicht unbedeutend sind. Irgendwelche weitere «Besoldung» erhält er nicht. Er hat im Gegenteil aus dem Taggeld auch die Beiträge an die Fraktion und an wohltätige Einrichtungen, die bald seine Adresse kennen, ferner die wohl angebrachten Trinkgelder an die dienstbaren Geister im Parlament und nicht zuletzt das hoffentlich ebenfalls selbstverständliche Reisechrömli an die zum monatelangen Strohwitwentum verurteilte Gattin zu bestreiten.

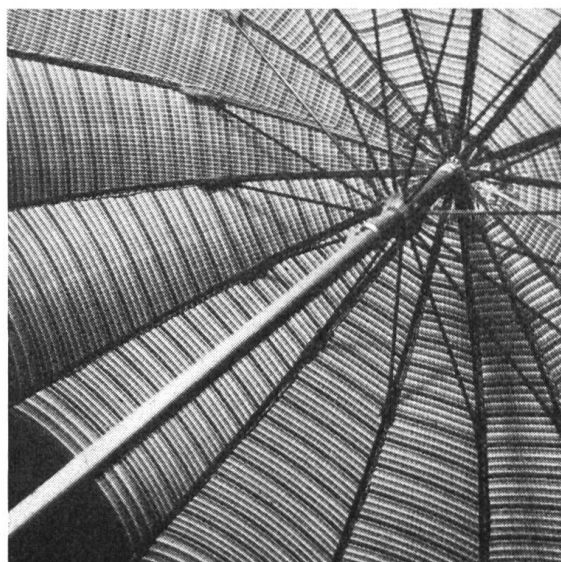
So läßt sich leicht ausrechnen, daß für alle jene, welche daheim einen ungedeckten Verdienst- oder Lohnausfall erleiden, vor allem für selbständig Erwerbende und freie Berufe das eidgenössische Ratsmandat einen ernsten finanziellen Verlust bedeutet, während die große Öff-

PSYCHOLOGIE DER GESCHLECHTER

Bilder ohne Worte



Herrenschirm



Damenschirm

fentlichkeit häufig an schöne Profite glaubt.

Die Gefahr besteht nun gewiß, daß einzelne Ratsmitglieder in dieser Lage ihr privates Interesse, das Schaden leidet, und das Gemeinwohl, dem sie sich verpflichtet haben, nicht mehr genau auseinanderhalten und ihre amtliche Stellung auch privat zu verwerten suchen, ein Zustand, der nicht geduldet werden darf. Ebenso groß und vielleicht noch aktueller ist die zweite gefährliche Folge, daß die Vertreter der wirtschaftlich selbständigen Schichten im Rat immer eltener werden, weil sie sich den Verlust auf die Dauer nicht leisten können, und daß das Parlament beider Kammern immer mehr eine Versammlung von Sekretären aller Art und aller politischen Richtungen und von Behördenmitgliedern in Kantonen und Gemeinden wird. Das Wort Volksvertretung erhält allmählich einen seltsamen, schütterten Klang. Das ganze Problem aber greift schließlich an die Grundfragen und Grundlagen unserer eidgenössischen Staatsordnung.

Gegenwärtig sitzen beispielsweise im Nationalrat nicht weniger als 87 Sekretäre, Regierungsräte, Stadträte, Staats- und Gemeindebeamte auf insgesamt 194 Mitglieder und im Ständerat 21 auf 44. Dabei haben wir die nur nebenamtlich tätigen Regierungsräte Ob- und Nidwaldens, Uri und der beiden Appenzell nicht als solche mitgezählt. Der 33köpfigen eidgenössischen Deputation des löblichen Standes Zürich gehören z. B. nur 12 Vertreter der freien Wirtschaft (Kaufleute, Rechtsanwälte, Ingenieure, Architekten, Arbeiter, Angestellte und Landwirte) an, neben 2 Regierungsräten, 2 aktiven und 2 pensionierten Stadträten, 4 Staats- oder Stadtbeamten und 11 Verbandsleitern oder -sekretären. Der Kanton Bern schickt neben einem Hotelier, zwei Baumeistern, zwei Fabrikanten, sieben Landwirten, einem Redaktor, einem Verbandsdirektor,

einem Parteiführer im Hauptberuf und einem frühern Metzgermeister vier Regierungsräte, vier Stadträte, fünf Lehrer, einen Eisenbahner und fünf Verbandssekretäre ins Bundeshaus. Aber selbst das kleine Zug zählt unter seinen je zwei Vertretern im National- und Ständerat einen Staatsanwalt, einen Stadtpräsidenten, einen Stadtrat und einen Schuldirektor, also keinen einzigen, der nicht schon in öffentlicher Dienstpflicht stünde. In solcher Gesellschaft sehen die Delegationen Basels stadt mit nur drei Staatsvertretern und keinem Sekretär auf insgesamt 9 National- und Ständeräte, Tessin mit einem Verbandssekretär auf sieben Rechtsanwälte und einen Kaufmann und das Wallis mit einem Regierungsrat und einem Professor auf sieben Freierwerbende geradezu «unzeitgemäß» aus. Allerdings sind sie noch Zeugen einer Ordnung, die unbestreitbar besser war als die Volksvertretung von heute, die diesen Namen eben doch zum großen Teil nur noch bedingt und mittelbar verdient.

Um so wichtiger ist es, daß wenigstens unter dieser ungesunden Verschiebung die Qualität der Leistung bisher kaum gelitten hat. Das danken wir vor allem eben dem harten, immerwährenden Kampf, einer eigentlichen Rivalität um Geltung und Ansehen des Einzelnen in der Gesamtheit des Rates. Man bekommt im Bundesparlament nichts geschenkt, und Nebenwege zum Erfolg mit Günstlingswirtschaft, guten Vettern und Verbindungen usw. führen heute selten mehr zum Ziel. Es muß sich jeder seine Position und Geltung im Nationalrat und Ständerat selbst erkämpfen und abverdienen. Ist er dazu nicht imstand, so hilft die vornehmste Verwandtschaft und Beziehung wenig. Außerdem wirkt im gleichen positiven Sinn die scharfe Kritik, die in den Verhandlungen von Kollegen und dem Bundesrat ohne viel Rücksicht auf Fraktionszugehörigkeit und andere Gemein-

JUNGE MÄDCHEN

Vier Aufnahmen von Jakob Tuggener (1 und 2), Fiechter, Arosa (3), H. P. Klauser (4)

samkeiten offen geübt zu werden pflegt. Bloße Schwätzer werden sich bei dieser Jury kaum oder jedenfalls ohne Erfolg ein drittes Mal zur Rednertribüne melden.

Die Gefährlichkeit des parlamentarischen Auftretens hat an sich zwar abgenommen, seit der Bundesrat sich der Flut von neuen Geschäften und Wünschen weithin nach dem Spruch zu erwehren sucht, der Klügere gebe nach, im Bewußtsein, daß die Schubladen des Bundeshauses tief und viele Postulate dort lang und gut begraben sind. In der Märzsession dieses Jahres ist — gezählt seit 1910 — im Nationalrat das fünftausendste neue Geschäft an den Bundesrat gelangt, und der Sekretär der Bundesversammlung meinte mit seinem wohlthuenden Humor, der Jubilar habe es nur dem Umstand seines bloß schweizerischen und nicht amerikanischen Heimatscheines zuzuschreiben, daß man ihn nicht besonders feste. Die Praxis, daß man Postulate vom Bundesrat aus gelegentlich auch *contre cœur*, um nicht weh zu tun oder um den Postulanten rasch los zu sein, entgegennimmt, trägt allerdings die Gefahr in sich, daß man hüben und drüben solche parlamentarische Vorstöße nicht mehr ganz ernst zu nehmen beginnt. Und das wäre schade.

Der ganze eidgenössische Parlamentsbetrieb ist heute auf Leistung, und zwar trotz allen immer zahlreicheren Gruppen und Fraktionen, auf den persönlichen Einsatz eingestellt. Man muß arbeiten, wenn man gehört und eben ernst genommen werden will. Seriöse Arbeit, bei der die wachsende Fülle des Stoffes immer mehr zu einer Spezialisierung zwingt, lohnt sich aber auch. Und immer wieder trägt der Einzelne selbst seine Haut zu Markt. Es gibt wenige Parlamente, in denen das Individuum noch so sehr zur Geltung kommt und dem ganzen Betrieb eine persönliche Note zu geben vermag.

Das einzelne Ratsmitglied ist seiner Partei gegenüber verhältnismäßig sehr selbständig. Der Grundsatz, daß nicht nach Instruktionen gestimmt werde, gilt für

die meisten, und es erscheint durchaus natürlich, daß die Auffassungen auch innerhalb derselben politischen Gruppe dann und wann verschieden sind. Diese schon im schweizerischen Volkscharakter begründete Unabhängigkeit wird gestützt durch die grundsätzlichen Unterschiede zwischen deutschschweizerisch und welsch. Immerhin treten die straff und einheitlich organisierten Parteien der Sozialisten und Katholiken auch im Nationalrat am deutlichsten als geschlossene, feste Blöcke in Erscheinung. So dürfen Mitglieder der sozialdemokratischen Gruppe zu keiner Motion (Postulat oder Interpellation) aus einer andern Fraktion, auch wenn sie damit einiggehen, ihre Unterschrift geben, solange sie nicht durch Fraktionsbeschluß oder den Fraktionspräsidenten ausdrücklich dazu ermächtigt worden sind.

Aber selbst in denjenigen Fraktionen, wo die Parteidisziplin streng und fast selbstverständlich ist, lassen sich originelle Köpfe und Ideen nicht gleichschalten, und durch alle Fraktionen hindurch bilden sich je nach der Sachfrage immer wieder neue Fronten. Wie in einem Spiegel sammeln sich hier im Kuppelsaal, in den das Bild vom Urnersee mahnend hinabschaut, die Ausstrahlungen neuer Entwicklungen im Volksganzen erstmals zu einem deutbaren Bild.

Deutbar heißt freilich noch nicht klar. Es ist im Gegenteil häufig ein stark verzerrtes Bild, in dem Licht und Schatten noch nicht geschieden sind und alle möglichen gegensätzlichen und in sich widerspruchsvollen Einflüsse wirksam bleiben. Das hinterläßt bei demjenigen, der das Parlament studiert und seine Arbeit wertet, oft ein zwiespältiges, unbefriedigtes Gefühl. Das führt auch, wie jüngst bei den Wirtschaftsartikeln, zu jenen Kompromissen, die man kritisch gern als Kuhhandel und Schwächezeichen beurteilt, die man jedoch richtiger als Ergebnis und Spiegelbild einer Zeit bezeichnen würde, in welcher alles im Fluß und vieles in Frage gestellt, aber wenigstens heute schon abgeklärt ist.